



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Liebe der in dem Einzelschönen erscheinenden Idee des Schönen gilt, wenn ihm der Gott Amor nichts andres ist, als die ewig ungestillte Sehnsucht nach dem Unendlichen.

(Fortsetzung folgt)



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

3



U den Begünstigungen, die mir im Leben geworden sind, muß ich auch das Aufwachsen in einer kleinen Stadt rechnen. Oft haben auf Reisen Kinder meine Teilnahme erregt, die entweder mit förmlicher Bier anstaunten, was ihnen die Großstadt nicht hatte zeigen können, oder die allem ihnen Unbekannten das Bewußtsein der Überlegenheit entgegensetzten. Wir waren noch wie Tauben und Spazier immer auf der Gasse, täglich ungeladene aber nicht lästige Gäste in allen Häusern und auf allen Höfen der ganzen Nachbarschaft, gingen womöglich zur Hand in den Werkstätten des Tischlers, des Böttchers, des Schmieds, des Gelbgießers, des Färbers, der die Strähne blauen Garns auf der offenen Gasse trocknen ließ, bei dem Krämer, der die Hilfe beim Auspacken mit herrlichen „Kolonialwaren“ bezahlte, oder zuschauen ließ, wie er Öl „raffinierte“ oder Unschlittkerzen goß. Alle die Handtirungen waren ergötzlich und lehrreich, der Verkehr mit den Meistern und Gefellen gewährte Einblick in mancherlei bürgerliche Verhältnisse, was um so nützlicher war, als der abgeschmackte Klassenhaß zwischen dem homo litteratus, dem Studirten, Studenten oder künftigen Studenten auf der einen, und dem homo ignotus, dem „Knoten“, d. i. dem Handwerksgehilfen, auf der andern Seite fortwucherte. Wohl bestand schon die Gewerbefreiheit, doch hörten wir noch Ausdrücke und Redeformen wie „Mit Gunst, Meister und Altgefell!“ u. dergl., und die Gestalt des fechtenden Wanderburschen im dunkeln Leinenkittel (Staubhemd), mit dem mit Wachstuch überzognem Cylinderhut, mit derbem Knotenstock und schwerem Ränzel war noch auf allen Landstraßen häufig. Das Fechten war keine Schande, und wenn jemand sich über das Betteln eines Menschen aufhielt, der leidlich gut angezogen war, und aus dessen Felleisen noch ein paar fester Stiefelsohlen hervorschauten, so gaben Erfahrung die Belehrung, daß bei so einem gerade die milde Gabe angebracht sei, wogegen sie dem abgerissenen Daherkommenden nur selten noch nütze. Jetzt giebt es bekanntlich keine Wanderburschen mehr. Der „Arbeiter“, der überhaupt noch auf den alten Satz hält, daß der Handwerker das, was er nicht erlernt hat, sich erwandern müsse, benutzt die Eisenbahn, um in großen Städten Arbeit zu suchen; und wer noch auf die eignen Füße angewiesen ist, wird meistens bald ein Kunde der Massenherbergen, in denen er Gutes wohl selten lernt. Den Zwang zum Besitze eines Arbeitsbuches erklärt man ja heute für eine persönliche Beleidigung des Arbeiters.

Fortgeschrittne Politiker wissen auch viel Ungünstiges von der alten Ordnung zu erzählen, nach der Gesell und Lehrling unter dem Dach des Meisters wohnen mußten; und sicherlich waren die Schlafstätten oft weder bequem noch den Gesundheitsverhältnissen angemessen, wie denn überhaupt kein Vernünftiger die gewerblichen Zustände der Vergangenheit als musterhaft ansehen wird. Alten Häusern in alten Städten, z. B. in Lüneburg, Rostock u. v. a., sieht man noch an, daß sie für den ausschließlichen Zweck eines Handwerks erfunden worden sind. Zu ebner Erde Werkstatt oder Verkaufshalle, in den obern Stockwerken Familienwohnung, Warenlager, Räume des Hilfspersonals usw. In meiner Vaterstadt waren von solchen alten Giebelhäusern nur noch einige wenige übrig geblieben, da die Stadt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Raub der Flammen geworden und unter Beihilfe des Königs Friedrich Wilhelm I. in damaliger Regelmäßigkeit neu aufgebaut worden war. Alle Häuser einer Gasse standen unter einem Dach und glichen einander zum Verwechseln. Nur gehörte das Erdgeschoß ausschließlich der Familie und dem Handwerksbetriebe oder Handel des Eigentümers, das Obergeschoß war für das Vermieten an „Herrschaften“ berechnet; das Wort Herrschaft hatte nicht mehr seinen ursprünglichen Sinn, vom ländlichen ins städtische überseht bedeutete es die Leute, die kein Gewerbe betreiben, Beamte, Rentner, sogenannte Höhergebildete überhaupt. Aber die Ansprüche der Herrschaften durften noch nicht hochgespannt sein. Die Stiege führte von dem untern Hausflur zu einem entsprechenden Raum im Obergeschoß, und in diesen zweiten Flur mündeten Stuben, Küche und sonstige zur Wohnung gehörige Gefasse ohne Vorzimmer; wer in seinen Zimmern Doppelfenster zu haben wünschte, hatte sie auf eigne Kosten anzuschaffen, und die Erwärmung der Räume wurde durch große, vom Flur aus zu heizende Kachelöfen vermittelt. Und in noch andern Dingen, die man gewöhnlich nicht bespricht, die aber gewiß zu den Kulturmessern gehören, hatte sich eine Einfachheit der Sitten erhalten, die Erfahrungen in östlichen und südlichen Ländern in Erinnerung rufen konnten, ja die man gelegentlich noch jetzt im ganzen Norden Deutschlands antreffen kann. Vielleicht schreibt sich die Ungenirtheit von alten bäuerlichen Zuständen her, in denen als „Goldgrube“ Teile des Hofraums geschätzt werden, denen der Nichtbesitzer des Anwesens vorsichtig aus dem Wege geht. Mußte doch in der Cholerazeit des Jahres 1892 die Behörde in einer großen Stadt nachdrücklich darüber wachen, daß gesundheitschädliche Einrichtungen auf den Höfen und sonst in der Nähe von Häusern einigermaßen maskiert wurden.

Wie bekannt, wurde die Baukunst an der ganzen Ostseeküste bis in die Ordensländer in den Hansezeiten von Lübeck aus beeinflusst. Kirchen mit gedrungnen Pyramidentürmen, plumpe Befestigungstürme und Renaissancehäuser bestätigen das noch vielfach, während sich das bürgerliche Haus im allgemeinen nach und nach den nüchternen Formen der spätern Zeit unterordnete. Auch darunter hat die Erhaltung historischer Erinnerungen viel gelitten. Und vollends in so neuen Städten wie Rostock u. a. war es den Freunden der vaterländischen Geschichte schwer, Spuren einer fernern Vergangenheit in dem Gemäuer aufzufinden und zu bezeichnen. Eher war dies möglich, wo die Lage unmittelbar am Meer für Seefahrt und Handel Gelegenheit bot und bietet. Doch ist die Thatsache, daß der Anblick des Meeres die Gedanken der Bewohner auf den Seefahrtsverkehr hinlenkt, dortzulande durch die andre Thatsache beschränkt, daß die Ostsee ein Binnenmeer ist und namentlich früher der Sundzoll das Gebiet förmlich abschloß. Die Lust, in die Ferne zu schweifen, der Unternehmungsgeist, aber auch die Neigung zum Auswandern konnten da nicht so gedeihen wie an der Nordsee, und auch

damit mag die oft gerügte Unbeweglichkeit des Volkes in Zusammenhang zu bringen sein. Selbst Stettin hat ohne Zweifel darunter gelitten. Uns gewährte es wohl das Bild einer Handelsstadt. Wir sahen dort skandinavische und russische Schiffe und staunten das Treiben auf der Lastadie an, dem Bösch- und Vadeplatz, dessen meines Wissens nur an der Ostsee vorkommender Name wohl eine mißlungne Erfindung aus der Zeit der Herrschaft der französischen Sprache ist. Aber großstädtisches Leben glaubte man doch in Berlin suchen zu müssen, obgleich die preußische Hauptstadt das Großstädtische damals fast nur in den königlichen und Staatsgebäuden vertrat. Das Berlinertum liebten wir überhaupt nicht. Die gewisse Schneidigkeit im Auftreten der Berliner wirkte zwar nicht im gleichen Maße entfremdend auf die preußischen Provinzen, wie auf den Westen und Süden, aber fühlbar machte sie sich doch. Schon der spezifische Dialekt der Hauptstadt hat nichts Gewinnendes, und die Hochnägigkeit, mit der von Halbgebildeten sogar alles nicht Berlinische behandelt wurde, forderte ganz natürlich den Trotz heraus, der dann wohl in das Übermaß umschlägt. Es ist merkwürdig, daß eine Mundart, die nicht eigentlich aus dem Niedersächsischen, Plattdeutschen, erwachsen zu sein, sondern wesentlich wendische Bestandteile aufgenommen zu haben scheint, gegenwärtig durch das Militärwesen allmählich die mitteldeutschen und südlichen Länder durchsetzt hat, so wie durch sie aus der Sprache der eingewanderten Hugenotten ein weit und breit übelbeleumundetes Französisch geworden ist. Inwieweit das Gehör, inwieweit klimatische Bedingungen die Schuld daran tragen, daß unsre Küstenbewohner beharrlich alle langen Vokale kürzen, das A kaum noch aussprechen, den französischen Nasallaut überhören u. a. m., das mögen Physiologen untersuchen. Aber sehr verbreitet ist unzweifelhaft auch die Absicht, sich in sprachlichen Dingen nicht belehren zu lassen. Und diese Konsequenz trägt ihre Früchte. Wir hatten noch das Ohr für üble Sprachgebräuche der Berliner; heute kann man aus dem Munde von Rheinländern, Sachsen und einzelnen Süddeutschen hören: der Zummi, der Hoff, bei Home, das Ratt, die Nacht, der Janf, nee, nich, jarnischt, möchlich, düchdich und ähnliche schöne Formen mehr. Möchte nur die Einigung auf allen andern Punkten so rasch vorwärts gehen! Am auffallendsten bleibt es, daß sogar Personen, die Jahre in Frankreich verlebt haben, oft gar nicht gewahr geworden sind, wie anders bong tong klingt als bon ton, und daß das einstige Residenzschloß nicht die Tullerien heißt. Freilich ist das Englisch, das wir uns mühsam aneignen, auch nur Erfindung der Londoner Swells, während man gar nicht weit von der Hauptstadt noch das ungezierte A hören kann.

Alle deutschen Stämme lieben es, die Mundart des Nachbarn für falsch zu erklären und in Nachahmungsversuchen lächerlich zu machen, doch auch dabei kommen zu oft Mangel an Sprachgehör und Sprachgefühl zu Tage. Das geht so weit, daß nicht nur das mittelhheinische „als“ sinnlos angebracht, sondern den Österreichern ein Wort „holtr“ angedichtet zu werden pflegt. Diese in Österreich nie vorkommende Verunstaltung des „halt“ scheint Seume verschuldet zu haben, der im „Spaziergang nach Syrakus“ das Wort aus dem Munde eines Wiener Polizeibeamten gehört haben wollte, und nun glauben es zahllose ebenfalls zu hören! Hoffentlich gelingt es den Bemühungen des deutschen Sprachvereins, nicht nur fremdes Unkraut auszurotten, sondern im allgemeinen den Sinn für unser geliebtes und so arg mißhandeltes Deutsch zu beleben. Der Zweck dabei könnte selbstverständlich nicht sein, eine einzelne Mundart, am wenigsten einen einzelnen großstädtischen Jargon mit der Würde des Normaldeutsch auszustatten, alle Eigentümlichkeiten in einem Kanzleideutsch zu ersticken. Aber jeder Gebildete sollte wohl

trachten, sich von überkommenen oder nachgeäfften Unarten und Modethorheiten in Wort und Schrift frei zu machen, dagegen aus dem Schätze der Volkssprache gute alte Ausdrücke aufnehmen, keine Zeitung halten, die in schlechtem Deutsch geschrieben ist, und keinen Schriftsteller als „führenden“ anerkennen, der meint, sich seine eignen Sprachgesetze geben zu dürfen. Das wäre ein größerer Erfolg als das Ausmerzen aller fremdländischen Wörter, obgleich schon die Reinigung mancher Zweige der Amtssprache nicht gering anzuschlagen ist. Zeigt sich doch schon im Heere die Geneigtheit, manchen französischen Ballast in der Stille zu beseitigen. Und wer wollte wagen, das als Deutschtümelei zu verkehren? Auch die Mädchengymnasien könnten in dieser Richtung von Einfluß werden, damit die Damen nicht mehr aus der „Pangloss“ die Vorstellung behalten, Lehnwörter aus dem Lateinischen müßten halbfranzösisch ausgesprochen werden, proteschiren, schenial, engscheniös u. dergl. Das Wort Genie können wir allerdings nicht so leicht entbehren, und es wäre die Einführung eines Zeichens für das weiche g der romanischen und slawischen Sprachen gewiß zu wünschen.

4

* Der Ausdruck „über Stock und Stein“ ist noch allgemein im Gebrauch, so wenig er in der Zeit der Eisenbahnen noch passend ist. Die Alliteration vergegenwärtigt aufs glücklichste das rauhe Fahren auf gepflasterten und Knüppelbännen, wie sie außerhalb der Kreideinsel Rügen schwerlich noch häufig vorkommen werden. Die Posten, die noch auf solche Landstraßen angewiesen waren, konnten auch briefliche und gedruckte Nachrichten nicht schnell befördern; indessen war man mit hinlänglicher Geduld ausgestattet. Im Geschäftsleben war noch nicht jeder Tag „Posttag,“ Briefmarken, Postkarten, Kreuzbandsendungen sollten erst erfunden oder eingeführt werden, noch in den vierziger Jahren kostete eine Brieffahrt durch Deutschland so viele Groschen wie jetzt Pfennige. „Naglers Verdruß“ nannte man ein dünnes Briefpapier, von dem erst einige Vogen das Gewicht erreichten, das der damalige Stephan für einfaches Porto gelten ließ. Da wurden allerdings nicht so viele überflüssige Briefe geschrieben, oder wie jener Handelsmann sagte: Ich weiß von mir, daß ich gesund bin, mein Bruder weiß von sich, daß er gesund ist, was sollen wir uns schreiben?

So hatten es denn auch die Zeitungen nicht eilig. In den wenigen großen Städten kamen sie und ihre Nachrichten von Welthändeln den Abnehmern noch feucht aus der Presse zu, aber Papier und Inhalt trockneten auf weitem Wege gründlich aus. Was die Politiker interessiren konnte, vor allem die Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer, erfuhr man immer noch früh genug, sodaß drei oder vier Personen gemeinschaftlich eine politische Zeitung abonnirten; Mitteilungen aus dem eignen Lande waren ohnehin gewöhnlich, wie man in Berlin sagte, „in der Krumpe gewesen,“ d. h. durch Fürsorge der Zensur eingelaufen gleich lockergewebtem Tuch beim Färber. Gleich den „neuen Zeitungen,“ den Flugblättern, aus denen die Tagesblätter entstanden waren, mußten diese Thatfachen und Gerüchte melden. In den selten erscheinenden selbständigen Aufsätzen über politische Fragen sah man zuerst Äußerungen einzelner Leser, nicht der Zeitung, die den Lesern vordanken, ihnen vorschreiben wollte, welche Ansicht sich der Abonnent zu bilden habe. Die Frauen hielten sich an die vermischten und Familiennachrichten, begnügten sich wohl auch mit dem „Wochenblättchen,“ das Goethe durch Frau Marthe Schwerdtlein ein wenig anachronistisch in die Litteratur eingeführt hat. Ferner gab es Zeitschriften belletristischer Art in großer Zahl, meistens Wochen-

Blätter, die man sonderbarerweise noch jetzt Journale nennt, zum Unterschiede von den täglich erscheinenden Blättern. Was jetzt der Leitartikel bringt, erschien in Gestalt von Flugblättern oder größeren „Brotschüren,“ deren Zahl sich stark vermehrte, als die Absicht der Regierung kundgegeben war, der politischen Presse größere Freiheit zu gewähren, und der Willkür der Zensur durch die Einrichtung eines Oberzensurkollegiums und die Freigebung von Büchern von mehr als zwanzig Druckbogen gewisse Schranken zu ziehen. Diese Art von Freiheit genügte freilich sehr wenig, da über Beschwerden und Aburteilung durch ein Kollegium leicht soviel Zeit verging, daß das Interesse an einer Schrift erloschen sein konnte, bevor sie als zulässig anerkannt worden war. Auch die eine Zeit lang beliebte Manier, eine Schrift durch weitläufigen Druck auf mehr als zwanzig Bogen auszudehnen, lief doch eigentlich mehr auf eine Neckerei der Behörden hinaus, denen immer noch das Recht der Konfiskation blieb. Eine Aushilfe boten Zeitungen aus Ländern, die sich einer größeren Freiheit der Verwaltung erfreuten und stolz waren auf ihre Konstitutionen, wie Sachsen und Baden. Andre Bundesländer benutzten solche Gelegenheit, um Schriften in die Welt gehen zu lassen, die in Preußen Argernis erregen konnten; sogar Kurhessen prahlte auf diese Weise mit einer Art von Liberalismus, dessen Walten das Land selbst nicht zu verspüren hatte. Manches erschien auch wohl unter erfundener Firma, wie im achtzehnten Jahrhundert so viele französische Bücher vorgeblich in Amsterdam oder Genf gedruckt worden waren. Der Bundestag, die preussische und die österreichische Regierung spielten eine traurige Rolle in solchem Kampfe. Die Verbote nützten so viel wie gar nichts, nicht einmal die originelle Maßregel, den ganzen Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg, den Verlegern Börnes und Heines, gleich auch für die Zukunft zu verbieten; und die Schlagbäume, die an den Grenzen der Schweiz aufgerichtet wurden, verhinderten nicht einmal, daß jedermann die verbotne Ware erlangen konnte.

Das Thürichte aller solcher Polizeimaßregeln lag zunächst darin, daß mit mehr oder weniger schädlicher Litteratur auch harmlose oder vortreffliche politische Abhandlungen, Dichtungen usw., wie z. B. auch die Poesien eines Anastasius Grün, von dem Schlage getroffen werden sollten, und daß die Marke „verboten“ zu einer Empfehlung allerlei unnützen Zeuges wurde. Es mag hier eingeschaltet werden, daß von der Feindseligkeit oder Mißachtung gegenüber allem Österreichischen, worüber österreichische Schriftsteller oft geklagt haben, bei uns keine Spur war. Grillparzer ist allerdings erst spät zur verdienten Anerkennung gekommen, allein das war in Oesterreich wenig anders, und die Hauptschuld daran trägt die Ahnfrau mit ihrer nicht mehr zusagenden Schicksalstragik; Anastasius Grün, Lenau, Karl Beck usw. erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. „Prinz Eugenius der edle Ritter“ war nicht weniger populär als die Lieder auf den alten Fritz und Blücher, und wir verübelten dem übrigens hochverehrten Hebel gründlich den rheinbündlerischen Spott über Andreas Hofer. Die Scheidung zwischen Norden und Süden war ja nicht erst durch den siebenjährigen Krieg vollzogen worden, sondern durch die Gegenreformation und die Gewöhnung, bei dem Worte „kaiserlich“ an die gewaltthame Unterdrückung der Gedankenfreiheit zu denken. Deutsch waren wir nach wie vor, und als deutsche Brüder betrachteten wir sie, die, in gleicher Bedrängnis wie wir selbst, die gleichen Hoffnungen für die Zukunft hegten.

Die Verhältnisse waren durchaus ungesund. In der Welt hatte die Ansicht Oberhand gewonnen, daß eine konstitutionelle Verfassung das unfehlbare Mittel zur Heilung aller Leiden der Zeit sei. Deutsche Vorstellung von dem Wesen einer

solchen Verfassung hatten gewiß die wenigsten, man stritt eben für und gegen ein Schlagwort, und da der „letzte Fürst, auf den man traute“ (wie Herwegh dem König von Preußen zugerufen hatte), durchaus kein Fehl aus seiner entschiednen Abneigung gegen das moderne Konstitutionswesen machte, nahm der größte Teil der Bevölkerung bald eine ebenso entschieden oppositionelle Stellung gegen den König ein. Und nicht allein gegen den König, zugleich gegen alles, was dem Namen und der Sache nach als konservativ bezeichnet werden konnte. Bis dahin waren die französischen Parteibezeichnungen schlechtthin übernommen worden: servil und liberal, welchen Unterschied ein Witzwort so erklärte: die Servilen wollen sehr vieles, aber die Liberalen wollen lieber alles. Nach und nach wurde der Ausdruck Reaktion gebräuchlich, und reaktionär war alles, was gegen die Glaubenssätze des französischen Konstitutionalismus verstieß. Die liberale Presse kannte keinen Unterschied; ich erinnere mich, daß ein Westfale, Marquardt mit Namen, glaube ich, wie ein Volksverräter behandelt wurde, weil er der Zertrümmerung der Bauerngüter in seinem Lande kräftig entgegentrat; und nicht viel anders erging es Viktor Aimé Huber (dem Sohne der Theresie Heyne-Forster-Huber), einem der ersten, die der sozialen Frage ernste Aufmerksamkeit widmeten und Besserung der sozialen Zustände auf dem Boden des Gegebenen für möglich hielten.

Das Übelste war die große Verbreitung der Schriften der Franzosenanbeter. Mit Spott und Sophismen untergruben sie die deutsche Gemüthung, und was in dieser Richtung Heine geschadet hat, ist unermesslich. Wohl empörte sich oft das natürliche Gefühl gegen seine schnöden Witzeleien, aber der Witz hatte doch die Lacher auf seiner Seite, und wenige wagten, Heines Treiben nach Verdienst zu charakterisiren, weil er in der Polemik auch vor den gemeinsten Waffen nicht zurückschrak. Ein Lehrer, der geneigt war, das Fassungsvermögen der Tertianer und Quartaner zu überschätzen, las uns einmal Proben aus den „Reisebildern“ vor, um uns einen heilsamen Ekel gegen den modischen Stil einzuslößen, doch verfehlte er seine Absicht. Einer von den Quartanern erkundigte sich unbefangen nach dem Titel des Buches, weil er es sich aus der Reichsbibliothek holen möchte, und solche Dreistigkeit imponirte wieder uns. Größere Gymnasiaften versuchten schon, sich durch nachlässig gereimte Rederei von großen Schmerzen interessant zu machen. Die Schmerzen waren ohne Zweifel ebenso echt wie bei ihrem Vorbilde; daß Heine die Flüchtigkeiten mit vieler Mühe in seine Verse hineinkorrigirte, wie Laube verraten hat, konnten seine Schüler freilich noch nicht wissen, und je schlechter die Kopien, desto unschädlicher waren sie. Heutzutage weiß wahrscheinlich niemand mehr etwas von den vor fünfzig und mehr Jahren modischen „Heineklagen,“ und viele abgeschmackte kleine Lieder, die Heine aus seinen „großen Schmerzen“ destillirte, würden sich der gleichen wohlverdienten Vergessenheit erfreuen, wenn sie nicht wirklich auf Flügeln des Gefanges immer noch durch Deutschland getragen würden. Die Komponisten griffen begierig nach sangbaren Rhythmen und nahmen Wert oder Unwert des Inhalts mit in den Kauf. Auf einem Kirchweihfeste machte unlängst eine Dame lachend darauf aufmerksam, daß das Ringelspiel (zu deutsch Karussell) sich nach Franz Schuberts Weise von „Am Meer“ drehen mußte, die, wie eine kundige Person bemerkte, für diesen Zweck nicht sehr geeignet sei. Das rief mir ein altes Erlebnis in Erinnerung. Dasselbe Lied, damals noch nicht auf das Niveau des Veierkastens gesunken, hatte in einer Gesellschaft stürmischen Beifall erregt, in den auch ein alter Herr mit einstimmt, zugleich um den Text bittend, den er nicht recht verstanden habe. Als er zu den giftigen Thränen gelangt war, machte er große Augen und stieß hervor: „Das ist ja harer Unsinn,“ worauf der Sänger mit gutmüthigem Lächeln entgegnete: „Es ist eben Poesie.“ Und es mag wohl für viele ein Gedankenvers frei nach Zumpt ge-

golten haben oder auch noch gelten: „Was man nicht verstehen kann, sieht man für poetisch an.“ Auf den Vater Rhein sind so viele schöne, frische Lieder gedichtet worden, aber Silchers Komposition verschuldet es, daß fröhliche Gesellen, die den Rhein hinabgleiten, bei einem guten Trunke nicht etwa singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben,“ oder „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein!“ oder „Dort wo der Vater Rhein mit seinen Wellen so mancher Burg hemooste Trümmer grüßt,“ auch nicht das noch immer zeitgemäße „Sie sollen ihn nicht haben“ oder „Wo solch ein Feuer noch gedeiht,“ sondern behaupten, „so traurig“ zu sein. Da wäre die unfreiwillige Parodie eines Tischlergesellen „ein Mädchen aus uralten Zeiten“ doch noch erträglicher als die ewige Loreleier. Zum Glück genießen auch bessere Dichter, die nicht nötig hatten, für sich selbst Reklame zu machen, die Gunst der Musik, z. B. die beiden edelsten Sänger des deutschen Waldes, Eichendorff und Uhland. Denn leider hat man ein Recht zu fragen, ob ohne Gesangsvereine die beiden Namen der Jugend von heute noch so teuer sein würden, wie dereinst uns.

Was aber hat man sich damals von dem „Hellenen“ Heine und Konsorten in Deutschland bieten lassen! Von deutscher Art durfte fast nur noch mit einer Grimasse gesprochen werden, Schiller zu verehren, war erlaubt, Goethe nur mit großer Einschränkung. Ungezogen sein war gleichbedeutend mit geistreich, und Ungezogenheit brauchte man nicht erst zu lernen. Wirkliche Kenntnis von den Dingen war nicht vonnöten, um über sie zu sprechen und abzusprechen, ob sie nun in das Gebiet der Staatskunst, der Wissenschaften, der Künste gehörten. Nur dreist darauf los mit der Unbefangtheit eines Bajazzo! So entstand eine Gattung von Tages- und Schriftstellerei, die aufs üppigste wucherte, und der den fruchtbarsten Nährboden schon darum das Theater bot, weil sich mit ihm, mit Aufführungen, Schauspielern und Schauspielerinnen alle Welt gern befaßte, von ihm jedermann etwas zu verstehen meinte, und man da weniger Gefahr lief, mit Gesetzen und Verordnungen in unangenehme Berührung zu geraten. Wie jene Journalistik Schule gemacht hat, das braucht gar nicht besprochen zu werden.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

6. Die Mönkeberger Kapelle



U n Quaakenborn wurde die „Inkommunalisierung,“ das heißt die Eingliederung der bisher selbständigen Vorstadt Mönkeberg in die Stadtgemeinde durch ein Festessen gefeiert. Dieses Festessen nahm einen glänzenden Verlauf. Die Beteiligung der Bürger war sehr rege gewesen, der Wirt hatte seine Schuldigkeit gethan und wirklich alles mögliche für zwei Mark fünfundzwanzig geleistet, und die hohen Behörden, geistliche wie weltliche, waren vertreten. An der Ehrenseite der, wie üblich, in Hufeisenform gestellten Tafel saßen der Herr Regierungsrat, der Herr